

Athanasius Polag OSB

Geboren 1939 in Frankfurt/Main, ist P. Dr. Athanasius Polag OSB seit 1958 Mitglied der Gemeinschaft der Benediktiner von St. Matthias in Trier. Nach Studien in Trier, Regensburg und Kiel war er von 1969 bis 1981 Abt des Klosters St. Matthias. Nach zehn Jahren in der Gemeindegeseelsorge in Trier war er von 1993 bis 2005 Prior des 1972 wiederbesiedelten Benediktinerklosters Huysburg bei Halberstadt, wo er bis heute lebt.



Athanasius Polag OSB

Sämann und Schnitter freuen sich (Joh 4,36)

Erfahrungen in einem Kloster in Sachsen-Anhalt

Die Huysburg ist ein Benediktinerkloster bei Halberstadt in Sachsen-Anhalt. Von 1084 bis 1804 bestand hier eine Abtei. Nach der Aufhebung blieb die Huysburg ein Zentrum für die katholischen Christen in der preußischen Provinz Sachsen. Von 1950 bis 1992 war in den Gebäuden, die der Kirche gehörten, das pastorale Priesterseminar für einen Teil der ostdeutschen Bistümer bzw. Jurisdiktionsbezirke eingerichtet. Im Jahr 1972 wurde von der Abtei Tyniec bei Krakau und Bischof Johannes Braun wieder ein Benediktinerkloster gegründet. Nach dem Ende der DDR kaufte das Bistum Magdeburg den Teil der Huysburg, der als Privatbesitz verstaatlicht worden war und als Pflegeheim genutzt wurde. Die Mönche übernahmen den Auftrag des Bistums, die Huysburg als kirchliches und kulturelles Zentrum neu zu gestalten, und schlossen sich dazu mit der Benediktinerabtei St. Matthias in Trier zusammen. Heute ist das Kloster ein Priorat dieser Abtei.

Die Mönche sind für die Seelsorge in der Pfarrei, für die Jugendarbeit, für die Betreuung der Wallfahrten, für den Empfang der Besucher und für die Gottesdienste in der Kirche zuständig. In den zum Bering gehörenden Gebäuden wurde 2003-2008 ein Gäste- und Tagungshaus eingerichtet.

Der besondere Akzent des Dienstes der Mönche wurde zusammen mit der Leitung des Bistums Magdeburg in folgende Sätze gefasst: „Wir nehmen die Herausforderung an, unsere Aufmerksamkeit den Menschen zuzuwenden, die nicht mit dem Glauben und mit dem kirchlichen Leben vertraut sind. Das ist unser vordringliches Anliegen. Deshalb tragen wir dazu bei, dass in unserer Kirche die Aufmerksamkeit für die Menschen Kraft gewinnt, die nicht mit dem Glauben vertraut oder verbunden sind. Dazu stellen wir uns in den Dienst der Einzelnen und der kirchlichen Gruppen, die dieses Anliegen selbst verfolgen und weitertragen wollen.“

Zur Situation

Die Unterschiede auf der kulturellen und gesellschaftlichen Ebene zwischen den alten und neuen Bundesländern sind in den letzten Jahren immer wieder dargestellt worden. Eine Mehrheit von etwa 80 % der Bevölkerung gehört keiner Konfession an, und an dieser Zahl scheint sich nicht viel zu ändern. Die Neigung zur Emigration, die das Gemeindeleben in einigen Gegenden stark beeinträchtigt, hält an. Auffallend ist eine breit gestreute Äußerung der Unzufriedenheit und Enttäuschung angesichts der wirtschaftlichen Entwicklung nach der Wende und damit verbunden eine Minderung der Bereitschaft, sich politisch und auch kirchlich zu engagieren. Im Verhalten der Personen, die älter als 30 Jahre sind, kann man Schwierigkeiten beobachten, die in Varianten sehr verbreitet sind und die sich im Alltag auswirken. Es handelt sich um eine Art von Zurückhaltung in der Kommunikation und ein starkes Sicherheitsbedürfnis. Das alles hat für die Verkündigung des Evangeliums und die Bildung kirchlicher Gemeinde sicher Konsequenzen. Ich gehe darauf hier nicht näher ein, weil es in der Literatur und in kirchlichen Stellungnahmen zu reichend besprochen wurde. Ich möchte aber auf eine bestimmte Eigentümlichkeit hinweisen, die nicht leicht ins Auge fällt.

Es gibt bei vielen Menschen hierzulande die Neigung, ganze Partien der Lebenserfahrung der Vergessenheit zu überlassen. Alles, was das Gemüt stärker beunruhigen könnte, wird aus der Erinnerung gestrichen. Es handelt sich nicht um eine Verdrängung im eigentlichen Sinn, sondern eher um so

etwas wie eine Absenkung in die Tiefen der Existenz. Das betrifft Konflikte und Fehlverhalten, aber auch positive Erfahrungen, die Konsequenzen haben könnten. Man kann dies beobachten in Bezug auf politische Erfahrungen in der DDR-Zeit, aber auch bei privaten Konflikten und im Zusammenhang mit der Erfahrung von Leid und Unrecht. Es liegt nahe zu vermuten, dass dieses Phänomen etwas mit der Überlebensstrategie in totalitären Systemen zu tun hat. Ohne das Verhalten den verschiedenen Lebensräumen anzupassen, wäre man gescheitert. Und ohne eine partielle Absenkung von Erfahrung wäre man krank geworden. Die operativen Abläufe im Alltag hatten Priorität. Auf diesem Hintergrund kann man leichter verstehen, warum es für eine Vielzahl von Menschen fern liegt, über Religion nachzudenken oder gar zu sprechen. Denn Religion setzt im Kern die Bereitschaft zur Deutung der eigenen Lebenserfahrung voraus. Denn in der offenen Konfrontation mit dem, was man als Glück oder Unglück bezeichnet, erwacht die Frage nach dem, was das Leben des Menschen trägt oder leitet.

Die Frage, ob ein Mensch von Natur aus areligiös sein kann, können wir offenlassen. Wir haben mit Menschen zu tun, die sagen: „Bei allem, was in der DDR falsch gewesen ist, kann doch nicht auch noch falsch sein, dass man auch ohne Religion ein anständiger Mensch sein kann.“ Um anständig, solidarisch, mitfühlend, großzügig, hilfsbereit zu sein brauche man keine Religion, hören wir immer wieder. Daran entscheide sich aber die Qualität des Alltags.

Es gibt jedoch auch eine Beobachtung, die man nicht außer acht lassen sollte.

Das Ausblenden von Religion ist bei einigen, die wir zahlenmäßig nicht einschätzen können, nur eine Gewohnheit. Wir haben festgestellt, dass es im Leben vieler Menschen Erfahrungen gegeben hat, die sie zunächst beunruhigten und zum Nachdenken brachten. Die Betroffenen haben es sich aber versagt, den Dingen eine Deutung zu geben, die irgendwie mit Gott zu tun haben könnte. Sie kämen sich selbst komisch vor, sagen sie. Die Worte „Gott“ und „religiös“ sind nun einmal durch eine Halde von Missverständnissen und Missdeutungen zugeschüttet.

Man könnte das einfach so stehen lassen. Das halten manche Christen für angemessen: Wenn jemand die Frage nach Gott nicht stellt, kann ich sie für ihn nicht stellen; ich kann nur neben ihm treten, ihm meine Präsenz schenken und die Beziehung durch gemeinsame Beteiligung an guten Initiativen pflegen. Dem ist grundsätzlich zuzustimmen. Man könnte noch hinzufügen: Auf jeden Fall ist der Sorge für diesen Menschen ein Platz im Gottesdienst zu geben, in der Fürbitte.

Als Mönche aber, die es als ihren Auftrag ansehen, an Gott zu erinnern, können wir uns damit nicht zufrieden geben. Wir überlegen uns, wie die Botschaft von 1 Kor 8,6 heute den Menschen dieses Landes nahegebracht werden kann. Wir sehen uns immer wieder nach Möglichkeiten um, Gott zur Sprache kommen zu lassen.

Die unsichtbare Schwelle

Versuche, mit Menschen, die der Kirche fernstehen, unmittelbar in ein Gespräch über religiöse Fragen einzutreten, waren durchweg nicht ergiebig. Die Ein-

ladung zu offiziellen Veranstaltungen wurde nur in wenigen Fällen angenommen. Auch Journalisten verhielten sich so, obwohl man das bei dieser Berufsgruppe nicht erwarten würde. Selbst Personen, zu denen schon über längere Zeit eine Beziehung besteht, zeigen eine deutliche Zurückhaltung, wenn religiöse Themen berührt werden. Wenn dies mit Zeichen des Wohlwollens verbunden ist, kann man vermuten, dass der Grund im Empfinden liegt, dem Thema nicht gewachsen zu sein oder sich nicht richtig ausdrücken zu können. „Das mag für Sie etwas bedeuten, aber das ist nicht meins“, charakterisiert die Lage.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Kontakte, die sich über andere Bereiche ergeben, sind deswegen von großer Bedeutung. Dazu zählt das ganze Gebiet der Kultur. Sie ist hierzulande christlich geprägt; daher ergeben sich aus der Erläuterung eines Kunstwerkes Stichworte, an denen sich ein Gespräch entzündet. Es ergibt sich durchaus häufig die Möglichkeit zu sagen, was eigentlich mit bestimmten Begriffen, Sätzen, Symbolen und Riten im Christentum gemeint ist. Man wird immer wieder von dem Ausmaß der Missverständnisse, Fehlinformationen und negativen Vorurteile überrascht. Wir setzen daher die Bedeutung unserer Kirchen- und Klosterführungen hoch an; denn wir haben festgestellt, dass wir mit diesen zu einer „qualifizierten Nachdenklichkeit“ anre-

gen können. Dazu gehört auch, dass wir versuchen, die christlichen Feste allgemeinverständlich zu deuten und ihren Hintergrund zu erklären.

Ein weiterer Bereich, in dem sich Kontakte ergeben, die über eine Schwelle der Befangenheit oder Zurückhaltung hinweghelfen, sind soziale Initiativen unter Beteiligung der Pfarrei oder kirchlicher Einrichtungen. Da steht im Vordergrund der Gedankenaustausch über die Wertvorstellungen, die das Engagement tragen.

Das rechte Sprechen

Die Herausforderung an uns besteht darin, dass wir für die Elemente des Glaubens und der gläubigen Lebensgestaltung eine Sprache finden, die sehr einfach ist, ohne banal zu sein und den tieferen Gehalt unangemessen zu verkürzen. Denn Kürze und die Wahl treffender Bilder und Vergleiche ist unabdingbar. Das ist leicht gesagt, in der konkreten Situation aber schwierig. Wir arbeiten daran.

Damit verbinden wir das Anliegen, dass wir den Mitgliedern der Gemeinden helfen möchten, in der rechten Weise über ihren Glauben als persönliche Überzeugung zu sprechen. Das muss prägnant sein und darf sich nicht in langen Ausführungen zerfasern; Peinlichkeit ist zu vermeiden, ebenso eine Intimes preisgebende Offenheit. Die Fähigkeit, so zu sprechen, ist besonders wichtig für Christinnen und Christen, die in der Politik tätig sind. Sie werden immer wieder auf ihr Christsein angesprochen. Sie müssen für ihre Glaubensüberzeugung eine Sprache finden, die verstanden werden kann, damit ihr Auftreten authentisch ist und von ihnen

auch so erlebt wird. Dies gilt selbst für polemische Anfragen, wenn sie nicht rein gehässig sind.

Das Gespräch

Aus solchen Kontakten sozusagen an der Schwelle, die sich auf dem Niveau von Frage und Antwort oder von Hinweisen und Anregungen bewegen, ergeben sich Gespräche, die gewünscht und regelrecht verabredet werden. Die Anlässe sind sehr unterschiedlich. Häufig geht es um Sterben und Krankheit und um die Erfahrung von Unrecht. Ein anderer Ansatz ist die Verwicklung in Konflikte des Privatlebens. Gesucht wird ein Raum des Vertrauens. Die Aufgabe ist, zu trösten durch Gegenwart, wie es recht verstandener Seelsorge entspricht. Man kann als Gesprächspartner nur dankbar sein, wenn sich zur rechten Zeit das rechte Wort einstellt, um zu einer weiten Sicht von Leben einzuladen.

Ein solches Gespräch kann zu einer Fortsetzung führen. Dann kann es dazu kommen, dass abgesenkte Erinnerungen angesprochen werden, z. B. religiöse Kindheitserlebnisse oder Begegnungen mit kirchlich engagierten Frauen und Männern. Von besonderem Gewicht sind Erlebnisse und Ereignisse, die aus dem Alltag herausfallen und als solche nach einer Deutung verlangen. Wenn die Erinnerung daran gehoben wird, kann sich ein Gefühl der Dankbarkeit einstellen, das Anlass bietet, das eigene Leben anders als bisher zu betrachten. Der nachdenkliche Umgang mit der eigenen Biographie, zu denen Menschen bereit sind, zeigt durchaus, dass sie nicht so weit von der Zuwendung zu Gott entfernt sind, wie gemeinhin



gesagt wird. In den gegenwärtigen Verhältnissen zeichnet sich eine Folgerung deutlich ab: Verkündigung bedeutet, personale Nähe in Kontinuität zu gestalten.

Die Verdichtung

Es kann nicht bei Gesprächen bleiben. Das empfindet man, wenn man mit der benediktinischen Tradition lebt. Es braucht Handlungen und Zeichen als Ausdruck der inneren Wirklichkeit des Menschen, die auf das Befinden des Menschen zurückwirken. Unsere liturgischen Riten und Symbole sind für viele Frauen und Männer, die sich der Verehrung Gottes nähern, zu mächtig. Nicht selten fühlen sie sich überfordert. In dem Kommentar: „Das ist zu hoch für mich“, schwingt auch etwas das Gefühl einer Minderwertigkeit mit. Es kommt also darauf an, einfache Riten und Symbole zu finden, die die betreffenden Personen mit ihrer Lebenswirklichkeit verbinden können.

Dies wird an verschiedenen Orten versucht, und zwar auch als Einladung zu einem Erstkontakt mit der Kirche. Das ist ein guter Ansatz. Für unser Kloster ist es naheliegend, Familien, die in unser Gästehaus zu einer Familienfeier einkehren, eine Andacht zu diesem Anlass in unserer Kirche anzubieten. Es kann unseres Erachtens nicht ohne Wirkung bleiben, wenn an einem solchen Festtag Gott zur Sprache gebracht wird, eingebettet in einen Akt der Dankbarkeit. Eine andere Form, die sich vielfach bewährt hat, ist das Pilgern. Es gibt dem einzelnen die Möglichkeit, sich den Betenden anzunähern, ohne sich verbindlich positionieren zu müssen. Die Riten und Symbole, von denen

ich hier spreche, gehören aber in einen anderen Zusammenhang, nämlich in den einer weiterführenden persönlichen Beziehung, die sich aus einem Gesprächskontakt ergibt. Dazu ist allgemein zu sagen, dass gute religiöse Rituale, auch die Hochriten der Kirche, stets etwas Unbestimmtes haben, das für Interpretation offen ist. Sie sind niemals bis ins Letzte definiert. Das gilt auch für einfache Alltagsriten, z.B. das Begehen von Gedenktagen, die Überwindung von Selbstverständlichkeit guter Erfahrung. Wir bemühen uns auf diesem Gebiet in Versuchen. Durchweg geht es um Dank für Erfahrung des Guten, - um Vertrauen, geleitet zu sein, - um Stärkung im Leid, - um Bewahrung vor dem Bösen, - um Mut zur Wahrhaftigkeit. Solche Symbole und Riten ausfindig zu machen ist eine Aufgabe, die die gesammelte Intuition einer Kommunität braucht.

Die Weiterung

Eine große Chance besteht darin, Menschen, die nachdenklich über die möglicherweise größere Dimension ihres Lebens geworden sind, in eine Beziehung zu Christinnen und Christen zu bringen, die ihren Glauben authentisch leben. Eine solche Beziehung bedeutet für einen Christen immer eine Herausforderung an das eigene Glaubensbewusstsein. Denn in solchen Beziehungen geht es nicht um Sachfragen, auch nicht um herzliche Freundlichkeit, die natürlich unverzichtbar ist. Es geht zwangsläufig um Erfahrung, eigene Lebenserfahrung, die zu tun hat mit der Verehrung Gottes, mit der Annahme der Botschaft Jesu und schließlich auch mit der Teilnahme am Leben der Kirche. Es ist erstaun-

lich, dass Christinnen und Christen, die in der DDR-Zeit ihren christlichen Glauben auch unter Hinnahme von Benachteiligung gelebt haben, Schwierigkeiten haben, über das Wesentliche ihres Glaubens mit Außenstehenden angemessen zu sprechen.

Bei katholischen Christen überrascht vor allem, dass mit dem Begriff Kirche einseitig der Klerus bezeichnet wird: Papst, Bischöfe, Priester, Diakone und sogenannte Hauptamtliche. Immer wieder werden Kirche und Klerus identifiziert. Damit ist aber der Zugang zum Mysterium der Kirche und die Wahrnehmung des Heiligen Geistes als Gabe des Auferstandenen nach 1 Kor 12 verstellt.

Unter den gegenwärtigen Umständen der Strukturveränderung der Pfarrgemeinden wächst langsam ein neues Bewusstsein, als Getaufte zusammen Kirche an einem Ort zu sein, und zwar mit allen Kennzeichen von Kirche und deren Verantwortung für die Menschen, auch wenn ein Priester nur in größeren Zeitabständen tätig wird. Diese Art, Kirche zu leben, ist für die Zukunft unentbehrlich, wenn Außenstehenden etwas davon vermittelt werden soll, was Kirche tatsächlich ist, und wenn mit dem ganzen Schutt an Vorurteilen aufgeräumt werden soll.

Folgerungen für die Gemeinschaft

Die besonderen Umstände der Verkündigung des Evangeliums in diesem Land fordern eine Gemeinschaft heraus, über ihre Lebensweise nachzudenken. Ohne Vollständigkeit zu beabsichtigen, sei hier einiges beispielhaft angeführt:

1. Zeit zum Hören

Die Menschen, die zu den Mönchen in Kontakt treten, müssen gewiss sein, dass ihnen zugehört wird. Das Kloster muss ein Ort sein, an dem über Leid und Unrecht, über Enttäuschung und Trauer gesprochen werden kann. Es bedarf einer inneren Stärke, dies auszuhalten, ohne das Gewicht des Gesagten durch Erklärungen oder beschwichtigende Erzählungen zu mindern. Eine solche biographische Seelsorge erfordert beim Mönch eine starke, reife Persönlichkeit.

2. Gestaltung des Gottesdienstes

Es geht um die Frage, ob die Gemeinschaft in ihren Gottesdiensten auch Formen finden kann, dass Hinzukommende sich mindestens an einigen Stellen als Angenommene (und Aufgenommene) wahrnehmen können. Bei der Stabilität, die in einer Mönchsgemeinschaft üblicherweise den Riten eignet, und bei dem Konfliktpotential, das rituelle Veränderungen in sich bergen, ist dies eine starke Herausforderung.

3. Authentizität der Sprache und des Lebens

Von einem gewissen Moment an fragen die Männer und Frauen, die zu unserer Gemeinschaft in Beziehung gekommen sind, nach dem, was unser Leben als Mönche prägt. Wenn es stimmt, dass unser Leben in seiner eigentümlichen Gestaltung auf das kommende Reich Gottes ausgerichtet ist, sollte das im Alltag und in der persönlichen Lebensweise zum Ausdruck kommen und benennbar sein. Das bedeutet eine kritische Anfrage, die nicht einfach zu beantworten ist.

Das Gespräch und der Umgang mit denen, die der Religion fernstehen, verlangt jedenfalls, sich gewohnter Kategorien zu entäußern. Das kann auch als eine Art von Armut für den, der aus einer kulturell reichen Tradition kommt, betrachtet werden. Es ist in das einzubinden, was eine Gemeinschaft für sich unter Armut versteht. Es gehört jedenfalls in den Zusammenhang, der bei der Ordensreform nach dem Konzil unter dem Stichwort Armut den Gemeinschaften zur Revision empfohlen wurde.

4. Freunde und Freundeskreise

Die Beziehung zu denen, die sich der Verehrung Gottes nähern und Formen des Betens suchen, erfordert einen hohen Aufwand an Zeit. Dieser ist für eine Mönchsgemeinschaft praktisch nicht zu erbringen. Sie wird auf Dauer auf die Beteiligung von Menschen, die dem Kloster nahestehen, angewiesen sein. Dies sollte nicht als ehrenamtliches Engagement verstanden werden. Denn was die Männer und Frauen gemeinsam mit den Mönchen tun, ist in ihrer Sendung als Getaufte begründet. Taufamtlich wäre die bessere Bezeichnung. Dies setzt allerdings eine rege und partnerschaftliche Beziehung zwischen Freundeskreis und Mönchen voraus. Im Gedankenaustausch sollte der Akzent auf gegenseitige Anregung und Bildung gelegt werden.

es sich nicht durchweg um Spießer im Sinne von Karl Rahner. Wir begegnen immer wieder Menschen, die als reife und integrierte Persönlichkeiten offen für den Kontakt mit uns Christen sind. Diese Begegnungen erfahren wir als Bereicherung. Dies stärkt unseren Glauben, und wir können manches als vom Geist gewirkte Fügung erkennen.



Für das Evangelium vom Reich Gottes in dem Gebiet der früheren DDR einzutreten ist eine Aufgabe, für die man sich begeistern kann. Denn bei denen, die der Religion fernstehen, handelt